



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ungewitter, W.: Nicolaus Becker und sein Rheinlied

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Nicolaus Becker und sein Rheinlied

Von W. Angewitter



Im Jahre 1840 blickte Deutschland freudig auf eine fünfundzwanzigjährige Friedenszeit zurück. Groß und heftig war der Streit der verschiedenen Meinungen im Lande, aber in dem Wunsche nach Fortdauer des Friedens stimmten alle überein. Da begann sich Frankreich zu langweilen, und Louis Philipp, obwohl selbst unkriegertisch, mußte sich dazu verstehen, dem Gloirebedürfnis seines Volkes nachzugeben. Etwas Spielzeug, hoffte er, würde die wachsende Ungeduld beschwichtigen. So wurde die Heimführung der Gebeine Napoleons vorbereitet, und die Einweihung der Julisäule stand bevor. Aber wie immer, dienten diese Beschwichtigungsmittel nur dazu, Begehrlichkeit und Abenteuerlust jenseits der Vogesen zu steigern, und als auf Antrieb Englands die vier Großmächte mit Ausschluß Frankreichs zusammentraten, um in dem Streite zwischen dem Sultan und seinem aufständischen Vasallen, dem Vizekönig von Agypten, zu vermitteln, da hatte Frankreich, da hatte Thiers, der Ministerpräsident, was er brauchte: die Aussicht auf Krieg.

Nun wäre zu erwarten gewesen, daß sich die Erregung gegen England, die Vormacht im Vierbunde, die einzige Macht, mit der sich Frankreichs Vorteile im Orient berührten, gerichtet hätte. Aber nein, man rief einfach nach dem Rhein, und das Verlangen nach einer Rheingrenze versöhnte, wie so oft, alle widerstreitenden Meinungen in Frankreich. „Wie sonderbar, wenn es irgendwo den Franzosen nicht ganz nach ihrem Sinne geht, so wollen sie gleich zum Rhein,“ schrieb damals die Leipziger Allgemeine Zeitung, und sie wußte diesen Satz mit Beispielen aus der österreichischen, spanischen und polnischen Politik Frankreichs zu belegen. Genug, das französische Volk war wieder in sich geeint, und auch die Julidynastie war einer Sorge ledig. „Lieber im Rhein als in der Gasse der Revolution sterben,“ bekannte der Thronfolger. Nach langer Zeit erklang die Marseillaise wieder, Thiers rüstete, und Louis Philipp ließ den Dingen ihren Lauf.

Wie immer, war man in Frankreich von einem sichern Siege überzeugt. Und wirklich konnte man sich damals mit einer gewissen Berechtigung ein falsches Bild von der Stimmung in Deutschland machen. Der deutsche „Idealismus“ war in der langen Friedenszeit nach Herzenslust in die Weite geschweift und hatte an dem Ergehen der andern Völker mitfühlend teilgenommen. Polnische und französische Thaten und Helden fanden mehr Sänger in deutscher Zunge als die Helden aus den großen Zeiten unsers eignen Volkes. Der Napoleonkultus in Heines, Gaudys, Zedlizens und vieler andrer Lieder giebt noch heute davon Zeugnis. Dazu kam die Sucht aller derer, die mit den deutschen Verhältnissen unzufrieden waren, in den Zuständen Frankreichs ihnen ein Gegenbild gegenüberzustellen, neben dem, in so gehässiger Auffassung, das Vaterland in trauriger Öde erscheinen mußte. Seit langen Jahren hatten Börne und Heine in Paris ihren Wig daran gesetzt, das Frankreich des Julikönigtums mit einer Glorie zu umkleiden und auf Deutschland allen ihren Hohn zu häufen. Kein Wunder, daß man an der Seine diesen Hauptaposteln der Legende von der grande nation bereitwilligst glaubte und aus ihrem Munde die Ansichten von ganz Deutschland zu vernehmen meinte. Wie sollten es — so dachte man — diese geknechteten Bewohner der Rheinufer nicht als die höchste Gunst des Schicksals empfinden, wenn ihr Land hinfort den Saum der belle France bilden würde!

Der verblendeten Selbstüberhebung wurde ihre gerechte Enttäuschung. Deutschland erschien wie mit einem Schlage einig in dem Gedanken entschlossener Verteidigung. Noch heute ist es eine Freude, in den Zeitungen jener Tage die entschiedne Sprache zu verfolgen, mit der man dem schlimmen Nachbar entgegentrat. Und vor allen die Rheinländer zeigten stolz, daß sie, trotz alles kirchlichen Zwistes mit ihrem Herrscherhause, bleiben wollten, wozu sie Gott erschaffen hatte: deutsche Männer. Ja man erinnerte sich und den Feind daran, daß die Grenzfrage wirklich noch unerledigt sei, und wies auf die Vogesen als unser Ziel in einem kommenden Kriege hin. In einer Besprechung von Arndts Lebenserinnerungen, die zu Anfange des Jahres, recht zur passenden Zeit, erschienen waren, beklagten die von Görres herausgegebenen Historisch-politischen Blätter, daß der Schluß des Buches die Empfindungen deutscher Katholiken kränken müsse; aber trotzdem, hieß es, wollten sie nicht mit ihm rechten, sondern „einstimmen in seinen Ruf: Wenn die Übermütigen uns zuschreien »der Rhein Frankreichs Naturgrenze,« so wollen wir ihnen antworten: »heraus mit dem Elsaß und Lothringen!«“

So ging der Streit in Zeitungen und Versammlungen lange fort; noch immer aber fehlte es an einem Worte, worin jeder, auch wer politischen Erörterungen fern stand, den Ausdruck seiner patriotischen Wünsche gefunden hätte. Da brachte die Kölnische Zeitung vom 8. Oktober in unscheinbarem Druck unter dem Strich folgendes Lied:

An Alphons de Lamartine

Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein, Ob sie wie gier'ge Raben Sich heifer danach schrein.	So lang' in seinem Strome Noch fest die Felsen stehn, So lang' sich hohe Dome In seinem Spiegel sehn!
So lang' er ruhig wallend. Sein grünes Kleid noch trägt, So lang' ein Auler schallend In seine Woge schlägt!	Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein, So lang' dort kühne Knaben Um schlanke Dirnen frein.
Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein, So lang' sich Herzen laben An seinem Feuerwein.	So lang' die Flosse hebet Ein Fisch auf seinem Grund, So lang' ein Lied noch lebet In seiner Sängers Mund!
Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein, Bis seine Flut begraben Des letzten Manns Gebein!	

Nic. Becker

Das schlug ein. Binnen kurzem war das Lied im ganzen Lande bekannt, und wer es im Wortlaut besaß, konnte kaum den Ansprüchen derer genügen, die Abschriften davon verlangten. Mit Blitzesschnelle durch ganz Deutschland verbreitet, ward es überall zum Ausdruck dessen, was jeder im Herzen trug. Und da es die Zeit war, wo Liedertafeln und Sängersfeste viel bedeuteten, wo die Vaterlandsliebe vielfach in ihnen einen Ausdruck fand, der ihr sonst verschlossen war, so bemächtigten sie sich alle des neuen Liedes; überall fand sich ein Musikkundiger, der es versuchte, für das zündende Wort eine Weise zu finden (die Zahl der Kompositionen des Rheinliedes wird auf zweihundert angegeben).

Ein großes Fest sollte das Lied besonders in den Vordergrund rücken. Einige Tage nach seinem Erscheinen, am 15. Oktober, feierten die Rheinlande in Köln zugleich mit dem Geburtstage des Königs das Fest ihrer Erbhuldigung und ihrer fünfundzwanzigjährigen Zugehörigkeit zu Preußen. Sowohl bei der Festaufführung im Theater als auch bei dem großen Festmahle der Stadt erklang, stürmisch und mehrmals wiederholt, das Rheinlied in Konradin Kreuzers Weise und führte die Begeisterung auf den Höhepunkt. Der Dichter aber war mit einem Schlage einer der berühmtesten Männer Deutschlands geworden.

Wer war nun dieser Dichter? Ganz allmählich erst erhielt man einige dürftige Nachrichten über ihn, die wenig Eigentümliches boten, und auch heute wissen wir nicht gerade viel von ihm; sogar Ort und Tag seiner Geburt werden verschieden angegeben.*)

*) Die sichersten Nachrichten giebt Lipperheide, Vieder zu Schutz und Trutz IV, 178 f., gestützt auf Mitteilungen der Freunde Beckers. Weniger zuverlässig erscheint der Aufsatz von

Nicolaus Becker war am 8. Oktober 1809 in Bonn geboren. Da der Vater, der Kaufmann war, frühzeitig starb, so lag die Erziehung des Knaben ganz in den Händen der Mutter, Cäcilie geborne Du Mont, einer „seingebildeten, für Poesie sehr empfänglichen Frau,“ der Tochter des letzten Bürgermeisters der freien Reichsstadt Köln. Den ersten Unterricht erhielt der Knabe auf einer Schule Bonns, dann besuchte er das Gymnasium in Düren, wo ihm sein Mitschüler Mazerath, der spätere Dichter, ein Freund fürs Leben wurde. Beide bezogen 1833, Becker also schon in vorgerücktem Alter, die Universität Bonn, um Jura zu studiren. Eine Anzahl junger Dichter fand sich damals, etwa seit 1835, in Bonn zusammen: Karl Simrock und Wolfgang Müller, Geibel, Arnold Schlönbach und Alexander Kaufmann dichteten und schwärmten hier in dem Zauber rheinischer Natur und rheinischer Lebensfreude. Im Mittelpunkte aber stand die bedeutende Gestalt Gottfried Kinkels, dessen spätere Gemahlin, Johanna, 1840 die Gründung eines Dichterbundes, des „Maikäservereins,“ anregte, in dem das poetische Treiben hinfort seinen Vereinigungspunkt fand. Wie weit sich Becker diesem Kreise angeschlossen hat, ist unbekannt, doch machen die Beziehungen seines Freundes Mazerath zu einigen dieser Dichter, besonders zu Simrock und Freiligrath, einen Verkehr mit diesen Männern wahrscheinlich. Dem Maikäserverein aber, als dessen Mitglied ihn Kurz in seiner Litteraturgeschichte mehrmals nennt, kann er nicht angehört haben, da er zur Zeit der Gründung des Vereins Bonn schon verlassen hatte; auch erwähnt Strodtmann, der in seinem Leben Kinkels das Treiben des Dichterbundes genau schildert, nur, daß Becker im Sommer 1841 zum Ehrenmitgliede ernannt worden sei, ohne ihn sonst zu nennen. Die Bescheidenheit seines Wesens — theilte er doch seine Dichtungen kaum seinen vertrautesten Freunden mit — mochte ihn von jenem Dichterkreise fernhalten, zumal da er, wie auch noch in seinem spätern Leben, eine besondre Neigung für ein ungebundnes, studentisch frohes Leben fühlte. Dies und „die Lebhaftigkeit seiner lyrischen Phantasie“ waren seiner juristischen Ausbildung nicht gerade förderlich; erst „nach wiederholtem Anlauf“ bestand er die erste juristische Prüfung.

Im Jahre 1839 fand er dann als Auskultator beim Landgerichte zu Köln Muße genug, das fröhliche Leben der Studentenzeit fortzusetzen und sich ungestört seinen dichterischen Neigungen hinzugeben. Im folgenden Jahre finden wir ihn in dem freundlichen Städtchen Hünshoven-Geilenkirchen, nahe der

Wilh. v. Waldbrühl im Neuen Nekrolog der Deutschen für 1845. Im übrigen erwähnen wohl alle geschichtlichen und litterarischen Werke über jene Zeit Nicolaus Becker wohlwollend oder absprechend, je nach dem politischen Standpunkte der Verfasser; etwas neues bieten sie kaum. Die schönste und zugleich eingehendste Würdigung des Rheinliedes giebt Treitschke im fünften Bande seiner Deutschen Geschichte. Für die vorliegende gedrängte Lebensskizze gab Herr Pastor Meckes in Hünshoven-Geilenkirchen auf meine Anfrage freundliche Auskunft.

Grenzboten III 1895

holländischen Grenze. Hier war eine seiner beiden Stieffchweftern aus einer frühern Ehe seines Vaters verheiratet. In dem Hause des Schwagers, des Friedensgerichtsschreibers Schwarz, bereitete sich der Dichter für die zweite Prüfung vor; nach einer andern Nachricht ist er schon damals entschlossen gewesen, in die Laufbahn eines Gerichtsschreibers überzutreten, da ihm seine Vermögensverhältnisse ein jahrelanges Abwarten nicht gestatteten. „Politik und Tagesgeschichte waren ihm damals so gleichgiltig, daß er seinem Freunde Magerath förmlich einen Vorwurf daraus machte, wie er sein Talent an Zeitungsartikeln verschwenden könne.“

Magerath hatte einen der Aufsätze geschrieben, in denen die Augsburger Allgemeine Zeitung Lamartines Hinweisen auf die Rheingrenze entgegentrat. Als an einem Sultage Becker den Freund in seinem Elternhause in Linnig besuchte, wurde im Verlauf eines angeregten politischen Gesprächs auch dieser Aufsatz vorgelesen. „Tags darauf schickte Becker von Geilenkirchen »als Frucht des gestrigen Disputs« das Rheinlied an Magerath, der es einige Tage später im Garten der Löwenburg zu Unkel am Rhein seinen Freunden und Mit-herausgebern des Rheinischen Jahrbuchs, Freiligrath und Simrock, vorlas, worauf es, mit der seine Bestimmung kennzeichnenden Überschrift »An Alphons de Lamartine« versehen, nebst einigen andern Gedichten Beckers zum Abdruck im zweiten Bande des Jahrbuchs bestimmt wurde.“

An eine besondere Wirkung des Liedes auf die politische Stimmung dachten also die Herausgeber nicht, als sie es für eine spätere Veröffentlichung nur um seiner selbst willen auswählten. Seine mächtige politische Wirkung wurde durch einen Zufall entdeckt, als durch einen Vetter Beckers, den Oberbürgermeister von Bonn, Oppenhoff, das Lied unter der Überschrift „Der deutsche Rhein“ in der Trierer Zeitung vom 18. September erschien. Schon dieser erste Abdruck hatte in dem kleinen Leserkreise der Trierer Zeitung denselben Erfolg, den das Lied dann drei Wochen später durch die Kölnische Zeitung in den weitesten Kreisen erlangen sollte. Einige Tage darauf mußte die Zeitung den vollen Namen des Dichters (er war nur als „N. B. a. G.“ bezeichnet gewesen) bekannt machen. Es wurde auch in Trier schon komponirt und gesungen, ja es erschienen schon Nachahmungen, z. B. Die deutsche Mosel, Mosel und Rhein.

Dann kam die Veröffentlichung vom 8. Oktober, und mit ihr der Ruhm, der Ruhm in seiner beglückendsten Gestalt. Was der Sänger in einer gehobnen Stunde dichterisch empfunden hatte, klang ihm nun von aller Munde entgegen. Und fürwahr, es giebt kein Lied, das unmittelbarer gewirkt hätte. Die „Wacht am Rhein“ ward der Ausdruck einer noch mächtignern Begeisterung, aber erst, nachdem sie dreißig Jahre hindurch fast unbekannt gewesen war. Die Marschallaise drang nicht so blitzartig durch. Die Begeisterung der Befreiungskriege heftete sich nicht an ein einzelnes Lied, und alle unsre andern

vollstümlichen Vaterlandslieder sind erst allmählich in den Mund des Volkes übergegangen. So kostete Becker einen Ruhm, wie er wenigen beschert gewesen ist, und wie ihn der bescheidne Dichter niemals gehofft hatte.

Den großen Kölner Festen, bei denen das Rheinlied zuerst als Symbol, als Stichwort der ganzen Bewegung erschien, folgten ähnliche Feste in andern Städten, und überall entfesselte das Lied dieselbe Begeisterung. Fast jede Nummer der Kölnischen Zeitung aus den folgenden Monaten bringt Mitteilungen darüber. Immer neue Kompositionen, auch Ausgaben des Liedes mit Randzeichnungen werden genannt. Es erscheinen andre Rheinlieder, zum Teil mit genauer Beziehung auf das Vorbild, und Übersetzungen in fremde Sprachen. Hier fordert einer die Einführung des Liedes in den Schulunterricht, dort sucht ein anderer aus seinem Erfolge nachzuweisen, daß die Zeit mit Unrecht des Materialismus beschuldigt werde. Redner, die es anführen, können in ihrer Rede nicht fortfahren, weil sie der laute Beifall übertönt. In Mainz, in Stuttgart bilden sich Vereine, um das „Nationallied“ zu verbreiten und seinen Sänger zu ehren. Dazwischen tauchen wunderliche Vorschläge auf, die dann wieder zurückgewiesen werden, wie der Vorschlag, das Lied „Colognaise“ zu nennen, und andre. In Geisenkirchen, „dessen Name mit dem Namen Beckers von den Schwingen des Ruhms durch die ganze Welt getragen wurde“ (Kölnische Zeitung), wurde dem „Nationaldichter“ ein Fackelzug gebracht, bei dem ihm ein Ehrenbecher überreicht wurde. Die Anrede an den Dichter schließt mit den Worten: „Der unsterbliche Niklas Becker lebe hoch!“ Alles das hätte wohl auch einen kühlen, ruhigen Verstand berauschen und eitel machen können. Aber Becker blieb nach allen Nachrichten bescheiden und anspruchslos wie zuvor; und wenn man ihm später den großen Beifall, mit dem er überschüttet wurde, gewissermaßen zum Vorwurfe gemacht hat, so liegt in der schlichten Art, wie er seinen Ruhm trug, kein Grund zu einer solchen Ungerechtigkeit.

Schlicht und anspruchslos zeigte er sich auch, als sich Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1842 beim Dombaufeste in Köln den Dichter vorstellen ließ und sich lange mit ihm unterhielt. Schon früher übrigens hatte ihm der König seinen Dank aussprechen und bei der Fortsetzung seiner Studien seine Unterstützung versprechen lassen. Aber Becker bat nur „um eine Friedensgerichtschreiberstelle, falls eine ihm passende erledigt sein würde.“ Er erhielt dann zu Weihnachten 1840 ein Geschenk von tausend Thalern und im folgenden Jahre auch die erbetne Stelle am dritten Friedensgerichtsbezirk zu Köln. Auch König Ludwig von Baiern ehrte ihn durch einen silbernen Becher mit der Aufschrift „Dem Sänger des Rheins der Pfalzgraf bei Rhein“ und pries in seinem Liede „Die Deutschen seit dem Jahre 1840“ das neue Zeitalter vaterländischer Entschlossenheit, wo der „teutsche Sinn,“ früher nur ein Ideal weniger, ein gemeinsames Band um Deutschlands Völker und Fürsten geschlungen habe.

Wichtiger aber als alle diese Ehrenbezeugungen will uns heute die stille Teilnahme eines Mannes erscheinen, der sich niemals von dem Strome der herrschenden Meinungen mit fortreißen ließ, der ernst und streng die Eindrücke wog, ehe er sich ihnen erschloß, der aber auch dann das für gut erkannte fester und treuer bewahrte als irgend jemand: der Prinz von Preußen schrieb, wie Treitschke berichtet, das Rheinlied mit fester Hand ab und setzte unter das Gelöbniß der letzten Strophe einen entschlossenen Federzug, als ob er geahnt hätte, daß er ein Menschenalter später alles das erfüllen sollte, was jene Zeit kaum zu hoffen gewagt hatte.

Inzwischen antwortete Lamartine mit der „Marseillaise des Friedens.“ Daß der Kriegsgedanke in der Widmung des Rheinlieds ihm besonders zugeschrieben war, mußte dem „Humanitätsapostel“ sehr unbequem sein. Schon vorher hatte er einmal geäußert, daß Handelsverträge vielleicht wichtiger als Eroberungen wären, um dann freilich mit französischer Logik fortzufahren: „Die Rheingrenze, Stalien, nichts werdet ihr davon bekommen ohne Bündnis“; sieht sich doch Frankreich stets, wenn es sich um den Rhein handelt, zuerst nach Verbündeten um. Sein bilderreiches, volltönendes Lied schwärmt daher von einem goldnen Zeitalter des Völkerfriedens, in dem der mächtige Rhein, „der Nil des Abendlands,“ allen Ehrgeiz der dann brüderlich vereinten Völker tief ins Meer versenken werde. In Frankreich wird niemand diese Redensarten aufrichtig geglaubt haben; in Deutschland haben sich immer Idealisten durch solche Träumereien einfangen lassen. Übrigens läßt es Lamartine im Dunkeln, wer in jener Friedenszeit in Köln und Mainz wohnen soll.

Von den andern Entgegnungen französischer Dichter sei nur die bekannteste, die Muffets, erwähnt, weil die Aufnahme, die sie bei deutschen Schriftstellern gefunden hat, vielfach berichtigt werden muß. Muffets Erwiderung *Le Rhin allemand. Réponse à la chanson de Becker* erschien im Februar 1841; er hatte ihr eine fehlerhafte und um eine Strophe gekürzte Übersetzung des Rheinlieds vorangestellt. Die beiden ersten Strophen des französischen Gedichts lauten in wörtlicher Übersetzung: „Wir haben ihn gehabt, euern deutschen Rhein; er hat in unserm Glase geschäumt. Verwischt ein Liedchen, das man vor sich trällert, die stolze Spur, die unsrer Rosse Huf in euern Blute ließ? Wir haben ihn gehabt, euern deutschen Rhein; sein Busen trägt noch eine offne Wunde von jenem Tage, wo der siegreiche Condé sein grünes Kleid zerriß. Den Weg, den einst der Vater ging, wird auch der Enkel finden.“ Die folgenden Strophen fahren in demselben Tone fort. „Wo war des letzten Manns Gebein, als unsers Cäsars Schatten auf euch fiel? Habt ihrs ver-gessen, so fragt eure jungen Mädchen, die haben unser Andenken besser bewahrt.“ Die letzte Strophe erhebt dann freilich keine Eroberungsansprüche, sie trägt aber denselben Hochmut zur Schau.

Darüber heißt es in Lindaus *Leben Muffets*: „Das Lied vom »freien

deutschen Rhein« wurde hüben so laut gesungen, daß es selbst drüben gehört wurde. Musset setzte sich in einer gutgelaunten (?) Stunde hin und schrieb am 1. Juni (!) 1841 die poetische Antwort, die freilich nicht sehr verbindlich für uns ist; aber unser Patriotismus ist doch nicht so einseitig, daß er uns für die Überlegenheit der Mussetschen Antwort blind machen sollte. Die Antwort Mussets ist wirklich bedeutender als die Herausforderung.“ Diese Behauptung wird keinen unbefangenen Leser der beiden Gedichte überzeugen. Daß Musset als Dichter viel bedeutender als Becker ist, wird niemand in Frage stellen; daß er ihm aber in diesem Gedichte nachsteht, ist ebenso sicher. Was bietet er wohl in seinem Liede, das man mit dem geschlossenen Bilde vergleichen könnte, worin Becker alles das zusammenfaßt, was uns den Rhein und das Leben an seinen Ufern als ein Wunderland der Romantik erscheinen läßt? Seine „poetische“ Antwort enthält kein dichterisch schönes Bild (der Teil der letzten Strophe, den man dagegen anführen könnte, wiederholt nur Beckers Worte), keinen poetischen Gedanken. Es atmet nur den Hohn und Hochmut des Cäsarismus. Wer in Musset ein bei aller Zerrissenheit doch tiefes Gemüt von wunderbarer Feinheit und Wahrheit der Empfindung ehrt, wird sein Rheinlied nur bedauern können. Wenn er uns im übrigen höhnisch rät, unsre „Bedientenjackette“ im Rhein zu waschen, so hat Deutschland glücklicherweise nie eine Zwangsjackette getragen wie die, in der sich Frankreich unter zwei Napoleonen wohlfühlte. Ebenso unberechtigt ist der Spott über „des letzten Manns Gebein“ im Munde des Franzosen, dem in der Geschichte seines Landes die volltönende Phrase etwas so gewöhnliches ist.

Während aber Lindaus Urteil doch noch die Möglichkeit einer Erörterung zuläßt, erscheint folgende Stelle aus Hillebrands Geschichte Frankreichs (2. Bd., Seite 436) ganz unerklärlich. „Der größte Dichter Frankreichs ließ sich hinreißen, auf die geschmacklose Herausforderung mit mehr Poesie, aber auch mit schönem Übermut zu antworten.“ Die Worte „Herausforderung, geschmacklos, Übermut und schönede“ sind in ihrer landläufigen Bedeutung doch nicht im entferntesten auf ein Lied anwendbar, das nur als Antwort auf eine Herausforderung mit Würde und Ruhe die Erhaltung heiligen Besitzes gelobte.

Die große Zahl der deutschen Dichter, die sich in gleichem Sinne wie Becker und zum Teil mit Beziehung auf die Gedanken und Worte seines Liedes gegen die französische Anmaßung erhoben, hier vorzuführen, verbietet der Raum. Es liegt auf der Hand, daß bei vielen die gute Gesinnung mancherlei Mängel entschuldigen muß. Übrigens wurde die Beurteilung des Rheinliedes durch den Parteistandpunkt vielfach beeinflusst.

Daß Arndt dem Dichter des Rheinliedes zujubelte, ist selbstverständlich. Sein „Lied vom Rhein an Niklas Becker“ ist der hellste Klang in dem viestimmigen Chor, der den jungen Sänger begrüßte:

Es klang ein Lied vom Rhein,
 Ein Lied aus deutschem Munde,
 Und schnell wie Blitzeschein
 Durchflog die weite Kunde.
 Und heiß wie Blitzeschein
 Durchzucht es jede Brust
 Mit alter Wehen Pein,
 Mit junger Freuden Lust.

Sein heller Wiederklang
 Vom Süden fort zum Norden
 Ist gleich wie Wehrgefang
 Des Vaterlands geworden.
 Nun brause fröhlich, Rhein:
 Nie soll ob meinem Bord
 Ein Welscher Wächter sein!
 Das brause fort und fort.

Und so wie er, fangen viele. Auch aus dem Kreise der politisch oppositionellen Dichter ertönten Stimmen im gleichen Sinne. Im Oktober 1840 stimmte Herwegh sein kampffreudiges, prächtiges „Rheinweinkied“ an:

Herab die Büchsen von der Wand,
 Die alten Schläger in die Hand,
 Sobald der Feind dem welschen Land
 Den Rhein will einverleiben!
 Haut, Brüder, mutig drein!
 Der alte Vater Rhein,
 Der Rhein soll deutsch verbleiben!

In einem andern Liede aber, „Protest,“ bringt Herwegh einen Gedanken, der an sich nichts mit der Verteidigung des Rheins zu thun hat:

Solang' ich noch ein Protestant,
 Will ich auch protestiren,
 Und jeder deutsche Musikant
 Soll's weiter musizieren!
 Singt alle Welt: Der freie Rhein!
 So sing' doch ich: Ihr Herren, nein!
 Der Rhein, der Rhein könnt freier sein —
 So will ich protestiren.

Dieser Gedanke, der hier noch in halb scherzhafter Form ausgesprochen ist, bildet den Inhalt einer ganzen Reihe von Rheinliedern. Das bekannteste, „Der Rhein“ von Robert Prutz (1841), fand damals gewaltigen Beifall. Prutz stellt sich zwar noch nicht in Gegensatz zu Becker:

Der du zuerst gesungen
 Das stolze Wort vom freien deutschen Rhein,
 Das durch die Welt sich adlergleich geschwungen,
 Dich schließ' im Geißt in meinen Arm ich ein!

Aber er denkt doch daran, daß dem schönen Strom die Freiheit fehle. Den Fürsten ruft er zu:

Gebt frei das Wort, ihr Herrn auf euern Thronen,
So wird das andre sich von selbst befreien.

Und dem Volke:

Mit euch zuerst müßt ihr den Kampf beginnen,
So seid zuerst ihr selber deutsch und frei!

Das freie Volk werde dann auch siegestark den Rhein bewahren.

Aber während der Gedanke bei Brutz noch durchweg poetisch und patriotisch bleibt, verliert er bei andern Dichtern allen patriotischen Inhalt und verwandelt sich in mürrisches Rufen nach einer unbestimmten vaterlandslosen Freiheit. Der Groll der blinden „Opposition um jeden Preis,“ für die deutscher Patriotismus eine Beschränkung war, so bereit sie auch den Patriotismus anderer Völker achtete, war gegen Becker groß. Hatte doch sein Lied den Schwindel erschüttert, den sie mit dem gelobten „Freiheitshort“ Frankreich so lange zur Schmach Deutschlands getrieben hatten; hatte doch die Anerkennung, die ihm deutsche Fürsten zollten, bewiesen, daß es für das Volk und die „Tyrannen“ ein gemeinsames Heiligtum gab. So ruft der Dichter der „Lieder der Gegenwart“ (zweite Auflage, Königsberg, 1842) dem Rheine zu: Ich hörte

mit Ärger nur vom Trank der MUSEN,
Den sie im Hegenkessel dir gebrant,
Als Dichter wahnsinnsvoll zu deiner Feier
Afforde wirbelten auf ihrer Leier.

Das waren Deutschlands junge Patrioten,
Kuckuck in des alten Adlers Horst;
Noch sind die Lobgesänge (?) nicht verboten;
Drum schlugen sie, bis ihre Leier borst,
Die Saiten, Lieder ihnen zu entzwingen,
Die Fürstenlob und Ehrenbecher bringen.

Nach den weitem Strophen hat dann der arme Niklas Becker mit der Freiheit des Rheins nur „Schacher getrieben,“ als er, „ein Schächter,“ ihm um „schmöden Goldeslohn“ den „Sudaßluß“ gab! Dann heißt es:

Bist du (Rhein) denn, wie ein Jagdhund abgerichtet,
Der gierig wittert nach Franzosenblut?
Willst du, so wie man es dir angedichtet,
Verfälschen diese ganze Frankentrut?
Nein, ich beschwör es, du bist wahrlich besser,
Als sie es glauben, die Franzosenfresser.

Darauf wird der Strom aufgefodert, nicht eine „Scheidemauer,“ sondern eine „Brücke“ für den bekannten Lamartineschen Völkerfrieden zu sein, und der Schluß lautet:

Nicht Deutsche, nicht Franzosen! Laßt die Namen!
Nur Menschen, nichts als Menschen laßt uns sein!

Darnach wären also die bösen Deutschen die Friedensbrecher und Frankreichs Rufer nach der Rheingrenze Friedensgrüße gewesen!

Vor allem ärgerlich aber mußte die deutsche Begeisterung jenes Jahres dem Manne im Ohre klingen, bei dem der Haß gegen alle Bestrebungen des Deutschtums die konsequenteste Wesensseite war. Zunächst scheint sich Heine nicht über den Ton des Angriffs haben entscheiden können. In seinen Berichten aus Paris berührt der Pensionsempfänger Louis Philipps den deutsch-französischen Zwiespalt nur selten. Dann streift er in dem Gedichte „Bei des Nachwächters Ankunft in Paris“ den „freien Rhein, den Brutus (?) der Flüsse“ mit matter Ironie. In den wenigen Versen „Diesseits und jenseits des Rheins“ faßt er seinen ganzen Deutschenhaß zusammen, ohne die Rheinbewegung ausdrücklich zu bezeichnen. Aber sein Wort zu der Frage mußte er sprechen, und er that es noch, als die ganze Bewegung und mit ihr der Dichter des Rheinlieds schon vergessen war; im „Wintermärchen“ (1844) bekommt auch Becker seinen Anteil an Schmutz und Gift. Da spricht der Rhein:

Zu Vieberich habe ich Steine verschluckt,
Wahrhaftig, sie schmeckten nicht lecker!
Doch schwerer liegen im Magen mir
Die Verse von Niklas Becker.

Daß ich keine reine Jungfer bin,
Die Franzosen wissen es besser,
Sie haben mit meinem Wasser so oft
Vermischt ihre Siegergewässer.

Das dumme Lied und der dumme Kerl!
Er hat mich schmählich blamiret,
Gewissermaßen hat er mich auch
Politisch kompromittiret.

Natürlich fehlte es nicht an lauter Bewunderung für die „malitiosen, aber köstlichen Verse des genialen Spötters,“ so plump, unsachlich und dumm auch die ganze Stelle ist. Die Niedertracht der folgenden Strophe, deren Widerlichkeit vielleicht nur noch von dem verlognen Schwulst der Vorrede übertroffen wird, möge man bei Heine selber nachlesen.

Aber trotz aller Blattheit wurde Heines Angriff für das Schicksal des armen Becker verhängnisvoll. Da er und sein Lied damals schon vergessen waren, so nahm man die Worte des „großen“ Heine einfach für Wahrheit, und Becker blieb — der „dumme Kerl.“

Das zeigt sich auch in der spätern Beurteilung der übrigen Gedichte Beckers: ein „mittelmäßig“ bleibt ihnen in den Literaturgeschichten selten erspart. Es liegt mir nun ganz fern, ihren Wert übertreiben zu wollen, aber

wenn man gerecht sein will, darf man sie mit jenem Worte nicht abthun. Daß sein Erfolg den Dichter aus seiner frühern Zurückhaltung heraustrieb, ist nur natürlich. Deutschland wollte von seinem „Nationaldichter“ mehr kennen lernen. So erschien denn 1841 in Köln ein Bändchen „Gedichte,“ das die übertriebenen Erwartungen natürlich enttäuschte. Ohne diese Erwartungen würde die Sammlung wohl eine freundliche Aufnahme gefunden haben, um dann — vergessen zu werden, wie die meisten Dichtergaben jener dichterrisch so reichen Zeit. Beckers Gedichte sind zum Teil Balladen, in denen, wie bei so vielen Balladendichtern jener Tage, der Einfluß Uhlands erkennbar ist; doch weiß auch er in einem romantischen Stoffe das menschlich rührende ergreifend darzustellen. Dem folgenden Beispiel könnten noch mehr zur Seite gestellt werden.

Die Königskrone

Es sitzen in dem hohen Saal
Die Krieger stumm zu ernster Wahl.
Der König, der mit Macht gebot,
Starb in der Schlacht den Heldentod.
Wer soll besteigen seinen Thron?
Das zarte Kind, des Königs Sohn?
Legt man ein Schwert in Knabenhand?
Hält wohl ein Rohr dem Sturme Stand?
Es flüge uns auf hoher Bahn
Ein schwingenloser Nar voran.

So sitzen in dem hohen Saal
Die Krieger stumm zu ernster Wahl.
Und zu dem Kreis der Männer tritt
Die Königin mit zagem Schritt,
Mit schwarzem Schleier, schwarzem Kleid,
Sie senkt den Blick in tiefem Leid.
Doch wie ein Stern aus dunkler Nacht
Auf ihrem Arm der Knabe lacht.
Zum Tische, wo die Krone lag,
Beugt er sich hin, er langt darnach,
Hat sie mit fester Hand gefaßt,
Hebt hoch empor die goldne Last;
Und blickt mit klaren Augen dann
Die Männer freundlich lächelnd an.
Da murmelt rings der Krieger Schar:
Des Königs echter Sohn fürwahr!
Es ist der Götter Rat und Schluß:
Die Krone man ihm lassen muß.

Von warmem Gefühl und seinem Ausdruck der Empfindung erweist er sich bei Behandlung von Stoffen aus dem täglichen Leben. Die fromme Entsetzung des Mädchens, das den jauchzenden Hochzeitszug zum Hause hinausziehen sieht, in dem der still geliebte Mann stolz an der Seite ihrer glücklich-

lichern Schwester dahingehet, das Harren und Verzeihen treuer Liebe, die Klage eines liebevollen Herzens, das „dem Glauben allzu offen“ war, die Reue, die blitzartig beim Anblick der Verlassenen über den Schuldigen hereinbricht — sie alle werden in einfach natürlicher, aus dem Stoffe selbst fließender Sprache dargestellt. In andern, weniger trüben Bildern blickt schalkhaft der gutmütige Spott des Dichters durch. Den Kesselflicker, dessen geheimnisvollen Ernst das ganze Dorf anstaunt, meinen wir mit seinem Grauchen vor uns zu sehen, und der „treuen Haut,“ die jedem dient, die jeder lobt, und um die sich doch niemand kümmert, sind wir wohl alle schon begegnet.

Die harte Beurteilung Beckers wurde sogar auf das „Rheinlied“ ausgedehnt. Während es einige als „Herausforderung“ tadelten, machten ihm andre den Vorwurf, daß es nur eine „zahme, defensive Begeisterung“ zeige. Nun sind aber Volkshymnen, im Gegensatz zu den eigentlichen Kriegsliedern, immer „defensiv.“ Die Wacht am Rhein ist es, sogar die Marseillaise, so oft sie auch später das Lied der Eroberungsfucht wurde. Andre gestehen dem Liede zwar mancherlei Vorzüge zu, tadeln aber den „Mangel an Tiefe.“ Damit stellen sie eine Forderung, die ein Volkslied, zumal ein patriotisches, ebenfalls nicht erfüllen kann. Ein Volkslied darf nichts aussprechen, was durch Neuheit und Tiefe fremdartig berühren würde; es darf nur sagen, was in jeder Brust lebt, sein Wert besteht nur darin, wie es diese Empfindungen ausdrückt. Diesen Wert hat man dem Rheinliede nie absprechen können. Es setzt schwungvoll und kräftig ein; es spricht den Grundgedanken gleich anfangs entschieden aus und weiß ihn wirksam bis zu der kräftigsten Beteuerung am Ende zu steigern. Dazwischen enthält es in kurzen Zügen ein dichterisch schönes Bild, das alles vereinigt, was bei dem Zauberworte „der deutsche Rhein“ in uns auftaucht: das Wunderland an seinen Ufern, die freien, frohen Menschen, die mahnenden, mächtigen Reste einer romantischen Vergangenheit, und das alles in Worten, die durchweg eigentümlich und bedeutend sind. Welche Wortmalerei liegt allein in der zweiten Strophe!

Warum das Rheinlied trotz all dieser Vorzüge keine rechte „Nationalhymne“ sein kann, wird uns klar, wenn wir in Gustav Freytags Betrachtung über die Erfordernisse eines Volksliedes lesen: „Der Soldat braucht ferner flüssige Melodien und Texte, solche, in denen nicht zu viele Anschauungen und schilderndes Detail zusammengedrängt ist.“ Dieses „schildernde Detail“ hinderte eine dauernde Wirkung des Rheinliedes auf die breitem Massen, zumal als die Frage, der es seinen Ursprung dankte, zurückgetreten war, und weist ihm seinen Platz unter den Liedern an, in denen die Reize eines bestimmten deutschen Gauces von seinen Bewohnern heimatsfroh gepriesen werden. Freilich gehört es auch unter diesen Heimatsliedern heute nicht mehr zu den bekanntesten. Es liegt das, wie man schon bald nach seinem Erscheinen klagte, daran, daß die zahllosen Melodien hindernd und verwirrend wirkten. Es ist bei allen

unsern Volksliedern um die Kenntniss des Wortlauts schwach bestellt; was im Gedächtnis der meisten haftet, ist allein die Melodie. Auf welche Melodie aber sollte man sich heute beim Rheinlied einigen?

So verklang das Rheinlied nach einem Erfolge sondergleichen mit der Kriegsfrage, aus der es hervorgegangen war, und der Dichter sank nach dem kurzen Rausch der beglückendsten Volkstümlichkeit in seine frühere Unbekanntheit zurück. War es nun der sinnberückende Ruhm, oder war es die Enttäuschung und der Schmerz über so viel unverdiente Angriffe, was ihn trieb, in dem lustigen Kreise seiner Kölner Genossen mehr und mehr Zerstreuung zu suchen? Am 14. Februar 1845 „hatte Becker nach kurzem Unwohlsein, das er nicht genügend beachtet hatte, einen gefährlichen Blutsturz.“ Er suchte dann in der Stille des Städtchens, wo ihm der große Wurf seines Lebens gelungen war, im Hause eines Schwagers, Genesung. Aber die Schwindsucht kam zum Ausbruch, die Kräfte schwanden. Wohl mochte er mit den Worten eines seiner Lieder rufen:

Hab ich geträumt, hab ich gelesen?
 Hat sie bestanden jene Zeit?
 War ich denn wirklich dieses Wesen
 Voll Jugendmut und Rüstigkeit?

Wohl mochte er sich hoffend sagen:

Und dennoch ist es mir, als müßte
 Erneuern sich die schöne Zeit,
 Die glutenreiche, luftgeküßte
 Voll Jugendmut und Rüstigkeit!

Es war vergebens. Am 28. August 1845 verschied er, vergessen von seinem Volke, aber „geliebt und geachtet von allen, die ihn kannten, als ein braver, harmloser, bescheidner Mann, als ein schlichtes, frommes, poetisches Gemüt.“

Wenige Tage nach seinem Tode brachte die Kölnische Zeitung sein „letztes Lied“: „Auf dem Berge.“ Auf ragendem Berge neben seinem Strome fragt der Dichter den „Tod,“ in welcher Gestalt er ihm nahen werde. Dann schließt er:

Doch möcht' auch hier ich enden,
 Auf dieses Berges ragendem Gestein,
 Wo tausend Neben ihren Duft mir senden,
 Und unten zieht mit stolzem Gang der Rhein.
 Wo neu die Seele glüht, die Blicke streifen
 Hinüber fern in alles deutsche Land,
 Und alle Träume losgebunden schweifen,
 Die, ach! so lange blieben festgebannt.
 Ja, hier in voller Jugendkraft zu scheiden,
 Hier in des Frühlings hellem Sonnenhaus:
 Es wäre ja ein lustverklärtes Leiden,
 Wenn du hier löchtest meine Fackel aus.

Ein leht Gebet zu Gott emporgehendet,
 Ein lehter Grufß dir, die mein Herz bezwang,
 Und von dem Floß, das dort am Felsen wendet,
 Ein deutsches Lied als lehten Ehrenklang!

Auf dem katholischen Friedhof zu Hünshoven-Seilenkirchen liegt Becker begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet kein Stein, keine Inschrift. Zwar wurde gleich nach seinem Tode ein Denkmal angeregt; aber die Welt lebt rasch, und erst in unsern Tagen hat man in seinem Heimatsorte den Plan zu einer „Gedenktafel“ gefaßt. Es wäre zu wünschen, daß bei ihrer Ausführung der Beschränktheit der örtlichen Mittel das deutsche Volk zu Hilfe käme. Denn Ehre und Dank schuldet das große Vaterland dem Manne, in dessen Worten es in hochherzig bewegter Zeit den besten Ausdruck seiner Gefühle fand, und dem nach einem kurzen, vollen Sonnentage des Ruhms für sein treues deutsches Empfinden Gram und Bitterkeit in Fülle wurde.



Im Zwischendeck



Ich kann den Blick nicht von euch wenden — so beginnt ein Gedicht, das zu meiner Schulzeit mit Vorliebe deklamirt wurde. Es scheint jetzt zum alten Eisen gelegt zu sein, obwohl seine Absicht auch heute noch mindestens so berechtigt ist wie damals. Es wäre vermessen, den Lesern dieser Blätter die statistischen Berichte über den durchschnittlichen Umfang der Auswanderung aus Deutschland zu wiederholen. Jedenfalls würde sich die Anzahl der gegenwärtigen Auswanderer als weit höher herausstellen wie zu der Zeit, wo Freiligrath in seinen kaufmännischen Feierabendstunden seinen Pegasus tummelte. Es dürfte auch unnütz sein, Vermutungen über die Zukunft auszusprechen. Solange sich die Mücken die Flügel am Licht verbrennen, solange sich die Vögel am Leuchtturm die Köpfe einstoßen, so lange wird es Deutsche nach Amerika treiben.

Auf den letzten Vergleich bin ich durch Zufall gekommen. Die Neigung des Deutschen, besonders wenn er jung ist, seine Gefühle in Versform auszudrücken, ist bekannt. Es ist zu rühmen, daß ein großer Teil das nur in verschämter Weise thut, er richtet dadurch weniger Unheil an: Poesiealbums, Fremdenbücher und Kreisblätter sind die Stätten, wo gereimte Herzensergüsse besonders gern abgelagert werden. Es giebt aber noch einen verschämtern Ort, wo Verse oft der gewagtesten Art verzeichnet stehen, bis sie